

Sommormorgen im Dorf

Autor(en): **Castell, Alexander**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Thurgauer Jahrbuch**

Band (Jahr): **12 (1936)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-701016>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Sommermorgen im Dorf

Von Alexander Castell

Er fängt so an, daß die Bremsen eines Wagens kreischen, weil er oben bei der Bäckerei zu scharf in die Biegung gefahren ist. Ein Hund bellt, ein Hahn schreit. Ich liege jetzt wach. Wieder fährt ein Wagen vorbei, es kommt einer nach dem andern. Ich denke mir: Es ist Sonntag, sie wollen alle sehr weit kommen, sie haben keine Ruhe, ehe nicht eine Menge Kilometer verschlungen sind. Das ist ihre Nahrung und es gehört zu ihrem Glück. Nach Jahren werden sie dann vielleicht entdecken, welchen Genuß es bedeutet, zu Fuß zu gehn. Sie werden den Mann, der auf der Straße tippelt und unter einem Baum seinen Rucksack öffnet und mit dem Sackmesser sein Brot schneidet, als den raffinierten Europäer erkennen. Vorläufig tippelt niemand mehr, die Handwerksburschen, die Wanderer der guten, alten Zeit, sind verschollen. Die jungen Leute, die mit wenig Geld reisen, fahren heute zum mindesten mit dem Rad. Ich kann sie von meinem Fenster aus sehn, wie sie an den Dorfbrunnen kommen und, da kein Becher dort ist, den Mund schief unter die Röhre halten.

Es ist, als ob sie schon von weitem ein Gefühl dafür hätten, wie gut dieses Wasser ist. Am heißesten Sommertag rinnt es kühl und frisch, während das Wasser unserer Leitung warm fließt. Ich mag sie gern, diese braunen Jungen mit den bronzenen Beinen, die mit schwerbepacktem Rad auf den Dorfplatz einbiegen. Sie setzen sich dann manchmal auf den Randstein des Gartens, der daneben ist, verschnauften und beraten sich. Manche sehn aus, als hätten sie noch nicht zu Mittag gegessen, und dann kommt es vor, daß ich nicht anders kann, als hinunter zu schlendern und mit ihnen ein Gespräch anzufangen. So entdeckte ich unlängst zwei Studenten aus Hamburg, die mit recht wenig Geld ausgefahren waren. Sie sind den halben Nachmittag bei mir geblieben und haben mir dann eine Karte von Maloja geschickt.

Reizender aber war noch das Treffen mit den Goldschmieden. Hatten da zwei Burschen, die nicht nur verstaubt, sondern eigentlich recht dürftig aussahen, einen Motorraddefekt und kamen, den beladenen Karren auf der Straße schiebend, gegen den Brunnen hin. Der Schaden war nicht groß, denn der Motor litt an einem häufig vorkommenden Übel, es war kein Benzin mehr im Reservoir. So zog der eine los und der andere kam mit mir ins Gespräch.

Als ich erfuhr, daß die beiden Goldschmiede auf einer Ferienreise seien, war ich sehr erstaunt. Ich hatte in meinem Leben nie einen Goldschmied gesehen. Ich sah nur Läden, wo blinkende Armbänder und schimmernde Steine im Schaufenster lagen und darüber stand: «Bijouterie.» Aber ich sah noch nie: «Johannes Künzli. Goldschmied.» Wenn ich in die

Bijouterie eintrat, stand eine Frau hinter dem Ladentisch. Sie zog aus schmalen Kästen flache Schubladen heraus, worin Ringe und Steine blitzten, vielleicht auch eine dünne Uhr aus Platin und sie legte das vor mich hin. Aber das war alles nicht interessant. Ich hätte einen sehn wollen, der wirklich Gold schmiedet, der an einem Schraubstock steht oder in der Hand eine Röhre hat, aus der eine Stichflamme schießt und braust. Einer, der zum Beispiel einem kleinen Mädchen, das sein ganz dünnes Armbändchen zerrissen hat, ein so dünnes, daß man die Gleiche kaum sieht, der ihm dieses Armbändchen wieder zusammenlötet, indes das kleine Mädchen aufmerksam zuschaut und heiter lächelt, wenn die Operation zu Ende ist.

Die Illusion des Goldschmiedes habe ich also immer gehabt, aber diesen seltsamen Vogel nie gesehn. Und da steht er plötzlich, sogar in zwei Exemplaren, an unserem Dorfbrunnen, weil ihn das Schicksal, die Tücke des leeren Reservoirs angehalten hat. Und ich frage ihn, will alles wissen. Aber er spricht nur von seiner Reise, nicht vom Schmieden und Löten. Er ist mit seinem Freund vor zwei Wochen hier durchgefahren nach Graubünden und über die Pässe nach Meran, nach Bozen, das jetzt Bolzano heißt und wo ich im «Batzenhäusl» — wie mag das jetzt heißen? — eine laue Frühlingsnacht verlebte, die ich nicht vergesse. Und dann durch das Südtirol . . . Südtirol, Land mit herrlichen Bergen und Burgen . . . gegen den Gardasee. Und ich frage, wo sie übernachtet haben, krame in meinen eigenen Erinnerungen. Er antwortet: «Im Zeltchen.»

Denn die beiden haben auf dem Rad, das vor mir am Hag lehnt, verschnürt und aufs kleinste reduziert, ein Zelt. Sie haben auch Decken und einen Kochapparat, aber, was mich entzückt, ist das Zeltchen. Das schlugen sie jede Nacht auf. Ich frage: «In Gardone . . . oder auf dem Weg nach Desenzano, nach dem Südufer des Sees?» Er spricht von dem kleinen Hafen von Riva, wo sie sozusagen auf der Hafenufermauer abgekocht haben, dann von einer luftigen Höhe auf dem Wege nach Mailand . . .

Ich denke mir: Was ist das auch im Côte d'Argent-Expresz zu schlafen, wo man so weich liegt wie zu Hause und über dem Kopfkissen, im Mahagoniholz eingebaut, ein entzückendes grünes Lämpchen hat, oder was ist eine Kabine in der «Normandie», die einem Schlafzimmer gleicht von Claridge's Hotel, was ist das alles im Vergleich zum Charme eines Zeltchens, das wir am Waldrand oder am kühlen Bächlein, heute im Tirol und übermorgen am Comersee aufschlagen können. Von Mailand erzählt er auch. Sie sind vors Rathaus gefahren und haben sich von der Behörde kühn und korrekt einen Parkplatz geben lassen. Und da ist dann gleich eine ganze Menge

von Neugierigen gekommen. Sie wollten das Zeltchen sehn und die Pfännchen zum Abkochen. Sie haben alles wie Kinder mit dem Zeigfinger betastet und bis tief in die Nacht sind immer neue angewandert. Ja, dann ging's über den Simplon ins Rhonetal und nach dem Genfersee. Er sagt: «Genfersee . . .» und strahlt.

Welch herrliche Reise muß es gewesen sein, etwas, das ich nie erlebte, so zwei Wochen lang unter Gottes freiem Himmel zu sein, keinen Hotelportier zu sehen und keine Leute am Nebentisch, die Mengen verzehren, daß es einem davon schwach wird. «Und raten Sie, wieviel wir ausgegeben haben?» fragt der junge Mann mit den fadenscheinigen Sportshosen und lacht. «Unser zwei für elf Tage sechsundvierzig Franken . . .» Da ich ihn etwas dumm ansehe, fügt er hinzu: «Wir haben natürlich allerlei von Hause mitgenommen . . .»

Und die Goldschmiede fahren ab und lassen mich in Neid und Erstaunen zurück. Herrliche, praktische Energie der heutigen jungen Leute, denen aller Snobismus noch eine ferne, kaum gekannte Legende ist.

Solches zieht mir durch das Gehirn an diesem Sonntagmorgen, während die Sonne durch die Jalousien blinkt und eine Glocke zu läuten anfängt. Und dann fallen die anderen ein. Und jetzt kommen sie von da und dort in die Kirche. Da gehn ein paar alte Frauen, die ich kenne und die in ihrem Werktagsrock und ihren glattgescheitelten Haaren nett aussehen. Nun sind sie aber sonntäglich gerüstet und die Armen wissen ihren Hut nicht aufzusetzen. Wäre es nicht besser, wenn sie ohne Hut in die Kirche gingen? Ist es nötig, daß die Guten wie Vogelscheuchen aussehen? Zudem ist es nicht jedermann gegeben, einen Hut richtig zu tragen. Es gab Königinnen, die es nicht vermochten und schöne Frauen, die der Hut ganz unbedeutend und alltäglich machte. Es ist dies eine Kunst, die die heutige Generation, das heißt die Enkelinnen der paar guten Alten sehr gut beherrscht. Aber diese Jungen sind auch keine richtigen Bäuerinnen mehr. Sie fahren auf dem Rad vorbei und gehen in die Fabrik.

Als ich noch ein Junge war, erzählte man mir, daß vor Zeiten, da die guten Leute auf ihren Feldern oder in ihren Reben arbeiteten oder ein Gewerbe betrieben, die sozusagen ganz Besitzlosen in die Fabrik gingen. Es gab damals nur eine Fabrik und sie war an der Stelle des heutigen Inselhotels in Konstanz. Man färbte dort Tücher. So gingen die «Fabrikler» — es waren nur Männer —, die oft von weither kamen, schon am Morgen gegen fünf vorbei, einen Mostkrug auf dem Rücken tragend und ein Säcklein mit dem Mittagessen. Es waren arme Leute. Heute ist das anders. Die jungen Mädchen, die in die Fabrik radeln, sind reizend gekleidet. Besser als viele, die man in Mayfair oder auf den großen Boulevards sieht. Nicht daß sie in den Fabriken gut bezahlt würden. Ganz und gar nicht. Aber sie sind sozusagen zwischen zwei Lebensstilen drin. Die Eltern sind noch gute Bürger vom alten

Schrot und, was die Mädels nach Hause bringen, ist nur eine Beigabe und es reicht noch gut, sich hübsche Kleidchen zu kaufen. Und das macht ihnen Spaß, denn bei ihren siebzehn oder achtzehn Jahren ist ihnen die Fassade das Wichtigste.

Es gibt auch Übergangserscheinungen. Eine reizvolle ist die, daß ich oft sehe, wie zwei hübsche Mädchen, in Sommerkleidchen, als wären sie eben aus einem Chryslerwagen gestiegen, am Abend nach der Fabrikzeit Gras holen gehen. Sie mähen es selbst. Wenn sie zurückkommen, steckt die Sense auf der Seite drin, die beiden ziehen den Wagen und gehen nebeneinander her wie zwei charmante Ponys.

Das Läuten hat aufgehört. Es schwebt jetzt leiser Orgelton und Gesang herüber. Ich mache die Jalousien ganz auf, und das Licht des Sommermorgens bricht wie etwas Heiteres und Erwärmendes herein. Es blinkt auf den Möbeln und den Blumenvasen, auf den Buchrücken und dem matten Blau des alten Ofens. Es tut mir wohl wie die fernen Stimmen aus der Kirche. Wie beruhigend ist es zu denken, daß sie sich dort mit dem lieben Gott beschäftigen, während ich in einem Buche blättere oder über einem Manuskript gebeugt bin. Aber ich lese nicht, meine Gedanken verlieren sich im Unbestimmten. Ich höre eine Kinderstimme von der Straße. Darauf antwortet ein Mann. Er geht gebeugt neben dem kleinen Jungen her.

Zwischen den Kronen zweier Birnbäume liegt ein blauer Streifen des Sees und darüber der Wasserturm bei Allmannsdorf. Und plötzlich halte ich es nicht mehr aus in dieser Stille. Ich packe mein Badezeug ein und mache mich auf den Weg. Ich muß am Kirchlein vorbei, dessen Ostfassade bis zum Dach eine wilde Rebe deckt. Es summt von Bienen und Wespen im grünen Gerank und darunter sind der Mauer entlang zwischen Rebblättern die ältesten Grabsteine der Gemeinde aufgereiht, breite Tafeln aus Sandstein mit alten Wappen und schönen Kapitälchen. Der älteste ist wohl der äußerste links, wo das Todesdatum mit dem Christmonat 1735 angegeben ist. Dabei wurde der Mann 68 Jahre alt. Daneben erwähnt ein Stein den seligen Leichnam des Lang, Rotgerber, und seine Ehefrau, geborene Ursula Studer, gestorben anno 1834. Sie erzeugte — so steht geschrieben — zehn Kinder, wovon noch fünf leben. Unter einem anderen Stein ruhte der Statthalter Altweg vom Beßmer, der 1778 im Alter von 52 Jahren und sechs Monaten «selig im Herrn verschied», verzeichnet ist auch «desselben zweite Ehegenosß». Sodann ist da der Gemeinderat und Schulpfleger J. Jakob Lang, «von hier», geboren 1775, gestorben 1832 und seine Ehefrau Marg. Kijm aus Berlingen. Es ist erstaunlich, wie einfach die Formen dieser Steine sind und wie reizvoll die alten Wappen. Da ist im Oval die Sanduhr, in einem anderen der Stern und die französische Lilie, die Zeit hat überall genagt, Löcher gähnen, der Regen von einem, von zwei Jahrhunderten hat die Schrift

abgewaschen, und doch sinne ich gerne vor diesen Zeichen einer dörflichen Vergangenheit. Was hatten die Menschen dieser Zeit für einen sicheren Geschmack in der Wahl ihrer Formen. Wenn ich die Grabsteine der letzten fünfzig Jahre vergleiche, wie disparat waren da die Intentionen und wie wenig stilvoll ist der Eindruck.

Ich höre aus einem Seitenfenster die Stimme des Pfarrers, und plötzlich schlägt die Turmuhr. Sie hämmert unwahrscheinlich grell in die Feierlichkeit dieses Morgens hinein. Dem Bach entlang schlendere ich nun nach dem See und sehe die Heuer in den Wiesen. Sie gehen hintereinander in schrägen Staffeln und jeder wendet sein Teil um und sie reden kein Wort. Die Burschen sind nackt bis zu den Hüften, und die Mädchen haben rote, von der Sonne entzündete Arme.

Um das Häuschen und die große Scheune an der Wegkreuzung ist es still. Der Mann hat vor zwei Wochen einen kleinen Schlaganfall gehabt, die Frau liegt am Krebs im Spital und der kleinste Bub wurde am Blinddarm operiert. Eine schwierige Sache mit einem perforierten Blinddarm. Die Leute haben alles Gute auf einmal. Nun heuen andere aus dem Dorf für sie. Da und dort wurde ein Bursche oder Mädäl abgegeben, ein Bankbeamter in den Ferien tut auch mit. Es ist viel Arbeit, denn es müssen etwa dreißig Wagen unter Dach gebracht werden. Ich hab selbst gestern nacht geholfen, drei Wagen abzuladen. War ich je auf einem Heustock gewesen? Wußte ich recht, daß es seinen Charme hat? Diese trockene Hitze, die von tausend scharfen Düften gefüllt ist. Das Aroma einer ganzen Wiese überwärmt und verdichtet, im Helldunkel strömend, die schweren Gabeln, die große, noch von der Sonne knisternde und auseinanderstrebende, gleichsam ungebändigte Bündel heraufbringen, dazu das Geschrei der Knechte, die wollen, daß der Stock richtig gebaut wird, denn es kommen noch viele Wagen darauf und es muß eine gute Grundlage geschaffen werden. Hatte ich je eine Ahnung von der Architektur eines Heustockes?

Über die Wiesen kommt wieder der warme vielfältige Geruch des Heus und an den Apfelbäumen haben die Früchte schon angesetzt. Der Himmel hat in der flirrenden Hitze eine helle Bläue wie Glas. An der Barriere bei der alten Kiesgrube muß ich warten. Ein kleines Mädchen, kaum sechsjährig, kommt geradelt. Sie hat ein Herrenrad, steht schief drin und ihr Kopf reicht gerade über den Sattel hinauf. So kommt sie eilig heran und lacht. Ich habe solches früher im Zirkus gesehen und hielt es für ein Meisterstück der Balance. Jetzt fahren es mir im Dorf die kleinen Kinder vor.

Der Zug braust mit wildem Gefauche vorbei, aber weder ich noch das kleine Mädchen nehmen die drei Wagen sehr ernst. Wir sehen schon von weitem die Bäume am Seeufer und den grünen Hag, der das Strandbad von den Wiesen trennt. Auf dem See fährt jenseits ein weißer Dampfer mit Wimpeln.

Er sieht eigentlich auch nicht aus wie ein seriöses Schiff, sondern eher wie ein Spielzeug, das da auf der blinkenden Fläche zieht. Die Kleine mit dem Rad überholt mich gleich, aber auch ich bin mit ein paar Sprüngen unten.

Ich gehe hinüber, wo unter einem der Apfelbäume ein Ständer ist, um seine Kleider aufzuhängen. Es sind natürlich auch Kabinen da, aber sie werden nur auf der Damenseite benutzt. Es sind zu dieser Morgenstunde noch nicht viel Leute da, aber es ist doch Leben auf der Wiese. Unter dem großen Birnbaum ist eine ganze Familie. Ein alter Herr zeigt seinen Töchtern und Schwiegersöhnen, wie Gymnastik gemacht wird. Die anderen liegen da und dort verstreut und freuen sich der Sonne. Indes ich mir die Schuhe ausziehe, steht ein kleiner Junge vor mir und schaut mir aufmerksam zu. Er will offenbar wissen, was ich bis auf die Haut an habe. Das zu sehen ist nun Gelegenheit geboten. Er spricht kein Wort, macht ein ernstes Gesicht wie ein Experte.

Das mit den Schuhen ist überhaupt das Reizvollste im Strandbad. In der Sammlung, die unter dem Ständer steht, sind alle sozialen Stufen vertreten. Da sind ein paar starke Bauernschuhe, die kaum geschnürt werden und wenig geputzt. Der Bursch steigt mit seinen nackten Beinen hinein. Unten ist noch eine braune Kruste aus dem Stall. Daneben hat sich wohl ein besserer Herr angesiedelt, es folgt ein Paar mit schiefen Absätzen und dann sind da Stoffsandalen, die wohl schon den zweiten Sommer durchhalten. Jedes Paar vertritt mit Gelassenheit seinen Herrn. Und das Entzückende ist nun, daß die Bauernschuhe und die schiefgetretenen gar nicht bescheiden sind. Im Gegenteil, sie warten auf ihren Triumph. Denn hier ist eine große soziale Gerechtigkeit. Hier ist jeder nackt, wie ihn Gott oder das Training geschaffen hat. Es kann nichts geschwindelt oder vorgetäuscht werden. Jeder hat seine Haut zu zeigen. Und da geschieht es nun, daß in die aus dem Kuhstall ein strammer brauner Junge fährt, in die zerschliessenen Sandalen ein herrlicher Athlet und Fußballspieler; so kommt es, daß die braunledernen Maßschuhe sich genieren und sich gar nicht wohl fühlen, denn es naht der Augenblick, wo ihr Herr erscheint und die anderen prusten werden und sich mockieren, denn der gute Herr ist rundlich und dick und, wie die kleinen Buben sagen, «weiß wie ein Käs».

Ich wandere nun zum Baum hinüber, wo die Französin und das braune Mädchen schon in der Sonne liegen. Die Französin mag gegen die Vierzig sein und sie spricht nur von Musik. Sie kennt alle Dirigenten dieses Zeitalters, alle großen Sänger und Virtuosen. Sie kommt jeden Tag aus einem Sanatorium her, und ich weiß nicht, wer sie ist und wie sie heißt, aber wir haben endlose Diskussionen. Es macht ihr Spaß, auf dieser jedermann zugänglichen Wiese zu sitzen und sich rösten zu lassen. Aber sie ist nicht so farbig wie das braune Mädchen, dessen Haut einen satten, dunklen Ton zeigt, der angeboren erscheint.

Das braune Mädchen, das von der Französin darob bewundert wird, ist mir das Symbol der menschlichen Ruhe. Es liegt da, spricht nie ein Wort und dreht sich nur mit der Sonne. Es sieht mir auch nie ins Gesicht, es streift mich nur von Zeit zu Zeit mit einem Blick aus den Augenwinkeln. Und doch ist Verbundenheit zwischen uns. Es ist meine Sehnsucht nach seiner Ruhe. Ich könnte weite Länder und Städte durchreisen, um ein Kind von dieser Harmonie zu finden. Es zeigt das stille Wohlbehagen einer jungen Eidechse. Es ist der Natur so nahe wie die Kleeblüten neben mir, um die eifrige Bienen summen.

Es ist für die Nervosität der Französin etwas wie ein Wunder. Ich versuche jener anzudeuten, daß das Mädchen aus fernen Ländern stammt, daß wir in der Schweiz manchmal solche Kinder haben. Ich erinnere mich aus meiner Gymnasialzeit zweier Jungen, deren Vater in Brasilien eine Frau mit indianischem Blut geheiratet hatte . . .

«Wie interessant», ruft die Französin, «es ist wie in Holland, wo man sogar in guten Familien Farbige findet.» Sie sieht das Mädchen an, das nicht versteht, wovon wir reden und das sich auch nicht darum kümmert: «Eigentlich sieht es aus wie ein Gauguin», bestätigt sie, und nun sehen wir die Heimat des Mädchens in Polynesien unter Kokospalmen oder in den südchinesischen Meeren.

«Gauguin?» sage ich. «Kannten Sie die Kollektion Fayet?»

«Wer ist Fayet?»

«Er war ein Freund von Gauguin und Claude Monet und auch vom alten Clemenceau. Es war ein Maler, aber er sammelte vor allem die Bilder seiner Freunde. So hatte er in einem Schließchen im Tale der Chevreuse eine kleine aber exquisite Sammlung vereinigt, das Schönste von Gauguin und als Perle das Selbstbildnis von Van Gogh mit dem abgeschnittenen Ohr und den grünen Augen, das, nicht viel größer als die Schiefertafel eines Schulknaben, doch seit hundert Jahren das eindrucksvollste Porträt ist.»

Die Französin sinnt und ich fühle den Blick des braunen Mädchens auf mir. Ich neige mich zu ihr hinüber und frage sie: «Wo bist du eigentlich her, Kind?»

«Aus Bottighofen», antwortet sie und blinzelt nach dem Dörfchen hinüber, das in den Bäumen oberhalb der Mühle liegt.

Dabei steht sie auf und wir gehn hinter ihr her, steigen den kleinen Hang zum Ufer hinunter und sie geht voraus ins Wasser, das ihre braune Grazie spiegelt. Es spielt uns um die Fußknöchel, ist wohligh kühl und ich fühle über meinen ganzen Körper: «Wie herrlich ist doch dieser See und wie herrlich ist dieser Sommer.»

Der Sântis

Von Emanuel von Bodman

*Hinter meinem glatten Heimatsee
Hat mein Jugendberg sich ganz enthüllt,
Leuchtet weithin mit dem blanken Schnee,
Daß mich Lust ins Herz hinab erfüllt.*

*Allen Menschen, die da gehn und stehn,
In der alten winkeligen Stadt
Meiner Toten, die es nimmer sehn,
Möcht' ich rufen: Kommt und trinkt euch satt!*

*Kühler wird die Luft, die Sonne sank.
Tief verblaßt mein Berg im fremden Licht.
Aber von dem Glanze, den ich trank,
Leuchtet mir das Auge, bis es bricht.*

Augenblick im März

Von Emanuel von Bodman

*Eine selige Perlmutterchale
Ruht der See noch mit verhülltem Glanz,
Spielt in Farben wie zum ersten Male,
Und nun ist's, als öffne sie sich ganz.*

*Und nun ist's, als tränke er mit Beben
Frühlingsbläue schon in sich hinein.
Wieder einmal öffnete das Leben
Seinen lang verschlossnen Wunderschrein.*